

Mangel an Kapital

Murin legte seine Tabakpackung auf den Tisch, kramte in seinem Rucksack und holte Filter, Zigarettenpapier und Feuerzeug heraus. Er kam mehrmals die Woche in die Anlaufstelle. Dort hatten wir uns auch kennengelernt. Damals hatte er sich mir vorgestellt mit »Hallo, ich bin Murin. Ich habe für versuchten Totschlag gegessen«. Es war später Vormittag. Gemeinsam mit Manuel und Andreas, die ich zum Kuchenessen in den Stadtteiltreff begleitet hatte, saß ich seit über einer Stunde im Raucherbereich der Anlaufstelle, als sich Murin zu uns setzte.

Beim Rauchen – im Supermarkt – der Receiver ist kaputt

In der Mitte des Tisches stand ein großer, brauner Aschenbecher aus Stein. Ein paar ausgedrückte Zigarettenstummel, Asche und ein Cola-Kronkorken lagen darin. Stefan, ich kannte ihn nur flüchtig, stieß mit einer Tasse Kaffee zu unserer Runde. Murin und Stefan rauchten schweigend vor sich hin, Manuel war mit seinem Handy beschäftigt, ich mit meinem. Nach einigen Minuten durchbrach Murin die Stille. »Wo bekomme ich denn eine Jeans her?« Er habe zwar im Kaufhaus eine gut sitzende Jeans anprobiert. Die koste aber 65 Euro, das könne er sich nicht leisten. Die Secondhandläden habe er schon alle abgeklappert. Die Jeanshose, die er heute trug, war die einzige, die er besaß. Sie würde bald auseinanderfallen, das sah man ihr an. Ich fragte, ob er im Gebraucht-möbelladen im Industriegebiet Süd gewesen sei, dort hätten sie eine kleine Ecke mit Secondhandkleidung. Murin nickte: »Ohne Erfolg.« Unsere Runde schwieg. Irgendwann schaute Manuel von seinem Handy auf: »Versuchs doch mal im Umsonstladen. Die Mitarbeiter sind ganz nett dort. Manchmal nehmen sie ›Bestellungen‹ [mit seinen Fingern formte er Anführungszeichen] an. Dann musst du wahrscheinlich ein paar Wochen warten, aber irgendwann ha-

ben sie das, was du brauchst.« Mittlerweile war Daniel zu unserer Runde gestoßen, der mich vor Monaten mit »Ich beiße nicht« auf soziale Zurückweisungen aufgrund seines Haftaufenthaltes aufmerksam gemacht hatte. Er zündete sich eine Zigarette an: »Oder beim evangelischen Kirchenverein? Dort gibt es einmal im Monat einen Kleiderbasar.« Wieder verfielen wir in Schweigen; eine angenehme Stille, die jede:r jederzeit durchbrechen konnte, aber nicht musste. Daniel drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus: »Also ich bin ja auf der Suche nach einem Receiver. Meiner ist kaputt gegangen. Ich kann schon seit Wochen nicht mehr fernsehschauen. Weiß jemand was?« Wir überlegten: MediaMarkt oder Saturn? Das Secondhand-Elektrogeschäft im Einkaufszentrum-Nord? Dort könne man in Raten zahlen. Wenn man einmal nicht pünktlich überweise, würden nicht gleich Mahngebühren anfallen. Er könne auch mal bei Kilian anfragen, der verkaufe ab und an Technik zu günstigen Preisen. Wir saßen noch eine weitere Stunde zusammen, beobachteten, wie Anläufer ein- und ausgingen, unterhielten uns über dies und das, tranken Kaffee oder Cola und rauchten, bis sich unsere Runde nach und nach wieder auflöste.

An der S-Bahn-Station traf ich Murin wieder. Er war nur einige Minuten vor mir gegangen. Wir fuhren zusammen in das Stadtviertel, in dem viele hafterfahrene Männer lebten und in dem auch ich während meiner Forschung eine Wohnung bezogen hatte. Wir stiegen an der gleichen Station aus und gingen knappe zehn Minuten zusammen bis zur Straßenecke, wo ich nach links und Murin nach rechts abbiegen würde, um nach Hause zu kommen. Vor dem dortigen Supermarkt blieben wir stehen. Murin wollte Lebensmittel einkaufen und auch ich wollte noch ein paar Kleinigkeiten besorgen. Bevor wir gemeinsam hineingingen, holte Murin eine noch versiegelte Tabakpackung hervor, riss sie auf und verstaute sie wieder in seinem Rucksack. Ich schaute fragend. Er habe den Tabak heute Vormittag gekauft, klärte er mich auf. Es sei ihm schon einmal passiert, dass er wegen einer noch ungeöffneten Packung des Ladendiebstahls bezichtigt worden war. Das wolle er vermeiden.

Murin navigierte uns zielgerichtet durch die Gänge. Sein Einkauf umfasste eine Zwiebel, eine Packung Pasta, eine Dose gehackte Tomaten, eine Flasche Mineralwasser, zwei Becher Joghurt. Zuhause habe er noch etwas Tiefkühlgemüse, das für die nächsten Tage reichen sollte. »Monatsende.« Murin zuckte mit den Schultern. Er musste nichts weiter erklären. Das Geld war knapp und er musste auf jeden Cent achten. Er bezog staatliche Grundsicherung.¹ Fleisch kaufte er nie; es stellte, genau wie Bioprodukte, für Murin einen Luxus dar, den er sich nicht leisten konnte. Das Geld reichte ihm manchmal sowieso nicht bis zum Ende des Monats. Vor der Kasse hielt er kurz inne und addierte die Preise

im Kopf. Er wusste auf den Cent genau, was die einzelnen Produkte, jeweils die Eigenmarke des Supermarkts, kosten würden. Er kam auf einen Gesamtbetrag von 3,19 Euro. Er wollte sicherstellen, so Murin zu mir, dass er genug Geld zum Bezahlen habe. Einmal, vor zwei Jahren, habe er nicht alle Einkäufe mitnehmen können, weil er zu wenig Geld gehabt hatte. Er habe sich an der Kasse geschämt, das wolle er nie wieder erleben. Er hatte richtig gerechnet und noch 4,91 Euro übrig. Ich nahm an, dass es sein letztes Geld für den Rest des Monats war.

Knappe zwei Wochen später traf ich Daniel in der Anlaufstelle. Wir saßen gemeinsam im Raucherbereich.

Ich: Daniel, hast du mittlerweile einen Receiver gefunden?

Daniel: Nein, noch nicht. Im MediaMarkt gibt es einen günstigen für 35 Euro. Ich denke, den hole ich mir. Ich habe angefangen zu sparen. Noch ein paar Wochen, dann habe ich das Geld zusammen.

Durch Fernsehen strukturierte Daniel seine von Langeweile und Zeitüberschuss geprägten Tage. Fernsehschauen ließ die Tage schneller vergehen und bot ihm Abwechslung. Internet, um Filme zu streamen, geschweige denn einen Computer, hatte er zuhause nicht.

Ich: Zahlt das nicht das Amt?

Daniel: Ich glaube nicht. Ein Fernseher gehört nicht zu den Haushaltsgeräten zur ›Befriedigung von Grundbedürfnissen‹.

Er habe erst letzte Woche im Internet recherchiert; am öffentlichen Computer der Anlaufstelle. Manchmal übernehme das Jobcenter die Kosten für einen gebrauchten Receiver, manchmal nicht.² Er wisse jetzt auch nicht, was richtig sei. Ich wollte ihm vorschlagen, doch mal beim Jobcenter nachzufragen, ließ das dann aber sein. Ich wusste, dass Daniel so wenig wie möglich mit staatlichen Institutionen zu tun haben wollte und sich durch den Bezug von Grundversicherung vom Staat abhängig fühlte. Formulare ausfüllen, Anträge schreiben und Bescheide lesen, das alles fiel ihm nicht leicht. »Beamtendeutsch«, wie Daniel es nannte, verunsicherte ihn. Die Sozialarbeiter:innen in der Anlaufstelle würde er nicht fragen, er wollte das selbst hinkriegen. Um 35 Euro anzu-sparen, reduzierte Daniel in den kommenden Wochen seinen Tabakkonsum, kaufte keine Softgetränke mehr und besuchte beinahe täglich die Anlaufstelle für ein kostenloses Frühstück. Den Kaffee für 30 Cent ließ er weg. Einmal ging er zur Lebensmittel-Tafel. Als er die lange Schlange sah, drehte er aber wieder

um. Anstehen empfand er als entwürdigend. Jeder der vorbeigekommen wäre, hätte gesehen, dass er nicht genug Geld hatte, um »richtig einzukaufen«.

Daniels Sparen für einen Receiver, mein Besuch im Supermarkt mit Murin und die Austauschrunden im Raucherbereich verdeutlichten mir: Armut durchdringt das Leben vieler haftentlassener Menschen. Auf die Preise im Supermarkt genau zu achten, jeden Cent zweimal umzudrehen und wochen- oder monatelang für eine notwendige Sonderausgabe zu sparen, sind sicherlich keine Umgangsweisen mit Armut, die ausschließlich für hafterfahrene Menschen typisch sind. Doch wenn ich im Folgenden die Erfahrungen von und Umgangsweisen mit Armut von Murin und vielen anderen hafterfahrenen Männern zum Thema mache, dann scheinen darin immer wieder Verbindungslinien zwischen Armut und Gefängnis auf, die für die soziale Position ›Ex-Gefangener‹ spezifisch sind.

Armut als Mangel – sinnvoll Handeln in Mangellagen

Daniel, Murin und die anderen Männer, die ich während meiner Forschung kennenlernte, bezeichneten sich selbst nicht als arm. Ich denke, die Gründe hierfür liegen in kulturhistorisch gewachsenen gesellschaftlichen Diskursen über ›die Armen‹:³ Armenfürsorge- und Wohlfahrtsdiskurse koppeln Armut eng an Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit. ›Die Armen‹ erscheinen als defizitäre und mitleiderregende ›Andere‹ der Gesellschaft. In neoliberalen Denkweisen ist Armut selbstverschuldet, beruht auf fehlender Leistung, auf mangelnder Eigenverantwortung, auf Arbeitsunwilligkeit, auf Faulheit. Hierfür steht die bekannte Figur des Sozialschmarotzers. Sie suggeriert, dass ›die Armen‹ das staatliche Sozialversicherungssystem ausnutzen würden und ›die arbeitende Bevölkerung‹ für den Lebensstandard ›der Armen‹ ungerechtfertigterweise aufkommen müsse. Armut sei, so der Folgeschluss, asozial und unmoralisch. Neoliberale und sicherheitspolitische Diskursstränge verbinden Armut und Kriminalität; ›Arme‹ gelten als gesellschaftsschädlich und gefährlich.

Von diesen Negativbildern ›der Armen‹ grenzten sich die Männer ab. Gleichzeitig verwiesen sie in ihrem täglichen Handeln regelmäßig auf *Erfahrungen von Mangel*, die ich als *Erfahrungen von Armut* verstehe. Mangel als eine Erfahrung des *zu wenig Habens* bezieht sich auf materielle und finanzielle Güter, also auf das, was der Soziologe Pierre Bourdieu als »ökonomisches Kapital« bezeichnet.⁴ Als Murin auf der Suche nach einer Jeans war, die nicht viel kosten durfte, und Daniel für einen 35-Euro-Receiver mehrere Wochen

sparen musste, zeigten die Männer damit einen Mangel an ökonomischem Kapital an. *Zu wenig Haben* ist aus kulturwissenschaftlicher Perspektive aber nie auf ökonomischen Mangel zu reduzieren. Mangel bezieht sich immer auch auf »kulturelles Kapital«,⁵ das heißt auf kulturelle Kompetenzen und Wissensbestände, und auf »soziales Kapital«,⁶ das heißt auf soziale Beziehungen und Netzwerke: Daniel, Murin und viele andere hafterfahrene Männer waren nach ihrer Entlassung auf sich allein gestellt. Kontakte zu Familienmitgliedern, Freund:innen und Bekannten waren während der Haft verloren gegangen. Beschränkte Besuchszeiten, teure Telefonkosten und die Abgeschnittenheit von üblichen Kommunikationsmitteln wie Handy, Nachrichtendienste (beispielsweise WhatsApp) oder E-Mail hatten das befördert. Viele der Männer hatten keine sozialen Netzwerke, auf die sie nach ihrer Entlassung zurückgreifen konnten, um Unterstützung beim Aufbau eines Lebens nach der Haft zu erhalten. Darüber hinaus fördert ein Gefängnisaufenthalt den Mangel an kulturellem Kapital: Der Umgang mit Computer, Handy und Internet war den Männern durch die Jahre in Haft fremd geworden; Alltagsinteraktionen mit Nicht-Vollzugspersonal bereiteten ihnen nach ihrer Entlassung Unbehagen; Routinen der Welt draußen waren während der Zeit in Haft verloren gegangen. Der durch das Gefängnis hervorgerufene oder zumindest verstärkte Mangel an diesen kulturellen Kompetenzen und Wissensbeständen erschwerete es vielen Männern, ihren ökonomischen und sozialen Mangel abzumildern oder zu beseitigen.

Die Mangellagen hafterfahrener Männer sind eng an strukturelle Umstände gebunden: an Anspruchsberechtigungen auf Grundsicherung und dessen staatlich festgelegte Höhe, an die zunehmend neoliberale Ausrichtung des Wohlfahrtsstaates, an fehlende Beitragsjahre in der Rentenversicherung durch die Haftzeit, an die gesellschaftliche Stigmatisierung hafterfahrener Menschen und dadurch bedingte schlechtere Chancen auf eine Arbeitsstelle. Wenn sich die sozial- und gesellschaftswissenschaftliche Literatur mit der Verbindung von Armut und Gefängnis beschäftigt, dann betrachtet sie vor allem strukturelle Komponenten von ökonomischem Mangel.⁷ Ich möchte diesen sowohl erkenntnistheoretisch als auch gesellschaftspolitisch wichtigen Blick auf Armut und Gefängnis erweitern, indem ich meinen Fokus auf ökonomische, soziale und kulturelle Mangellagen des Lebens nach dem Gefängnis und auf die Umgangsweisen hafterfahrener Männer mit ihnen lege. Das erachte ich als wichtig, um hafterfahrene Menschen nicht als passive Subjekte – als von Armut Betroffene – darzustellen. Durch gesellschaftliche Strukturen hervorgerufener Mangel schränkt die Handlungsmöglichkeiten

des Aufbaus eines Lebens nach der Haft massiv ein. Das möchte ich nicht negieren. Es ist eine soziale Tatsache. Die Männer haben mir während meiner Forschung allerdings auch gezeigt, dass sie verschiedene Umgangsweisen mit dem von ihnen erfahrenen Mangel fanden. Die Raucher:innengruppe, die ich zu Beginn dieses Kapitels beschrieben habe, stellt hierfür ein Beispiel dar: Diese informellen Runden bildeten für die Männer soziales Kapital, auf das sie zurückgriffen, um ihren ökonomischen und kulturellen Mangel zu mildern. Wo und wie man am besten eine günstige Jeans oder einen Receiver bekommt, wie man am geschicktesten in Raten zahlt, wie lange man Rechnungen ignorieren kann, ohne dafür in neue finanzielle und rechtliche Schwierigkeiten zu geraten, wie man mit der Grundsicherung wirtschaftet, um am Ende des Monats noch Lebensmittel kaufen zu können – das alles sind kulturelle Wissensbestände und kulturelle Kompetenzen, die sich die Männer im Austausch miteinander aneigneten.⁸

Dieses kulturelle Kapital verstehe ich *nicht* als Ausdruck einer eigenständigen ›Kultur der Armut‹, wie sie der Sozial- und Kulturanthropologe Oscar Lewis in den 1960er Jahren beschrieben hat.⁹ Lewis geht von einer kollektiven ›Armutskultur‹ aus, die ein eigenständiges Moral- und Wertesystem besitzt und habituelle Handlungspraktiken und Orientierungsmuster ausgebildet habe, die dann abgekoppelt von der materiellen Situation an die nächste Generation weitergegeben würden. Einem solchen Verständnis von Armut liegt ein homogenisierendes und essentialisierendes Kulturkonzept zugrunde. Es wird in kulturalisierenden Argumenten (etwa: Armut sei aufgrund von kulturellen Werten und Praktiken ›der Armen‹ eigenverschuldet) für den Abbau des Wohlfahrtsstaates und für die Reduzierung sozialer Leistungen missbraucht und blendet strukturell-bedingte sozioökonomische Ungleichheiten aus. Ich verfolge hier ein Verständnis von Armut, das soziokulturelle Dispositionen untrennbar an ökonomische Mangellagen koppelt.¹⁰

Mit Mangellagen umgehen

Murin war mit Ende 30 und vor etwas mehr als fünf Jahren nach sechsjähriger Haftdauer entlassen worden. Seine Exfrau und sein Sohn lebten in Italien, der Kontakt zu ihnen war Jahre vor seiner Inhaftierung abgebrochen. Seine Eltern waren verstorben. Er hatte weder Geschwister noch Freund:innen, die ihm bei der Entlassung und im Aufbau eines Lebens nach der Haft unterstützt hätten. Vor seiner Inhaftierung hatte Murin in der Großküche eines Krankenhauses

als Küchenhelfer gearbeitet. Er bewarb sich nach seiner Entlassung für diverse Hilfsarbeitertätigkeiten – ohne Erfolg. Jedes Mal, wenn er seinen Haftaufenthalt erwähnt hatte, so Murin, sei er »sofort raus« gewesen. Verschweigen wollte er seine Gefängnisstrafe nicht. Durch vergangene Erfahrungen von Stigmatisierung ging er davon aus, dass »es sowieso irgendwann rauskommt« und er dann »als Lügner gebrandmarkt« sein würde. Eventuelle Vorwürfe und soziale Zurückweisungen wollte er vermeiden. Er rechnete schon lange nicht mehr damit, eine Anstellung auf dem freien Arbeitsmarkt zu erhalten und suchte auch nicht mehr danach.

Informelle Handelsnetzwerke etablieren

Murin bezog staatliche Grundsicherung. Sie belief sich auf 432 Euro pro Monat zuzüglich Miete und Heizkosten.¹¹ Einen Receiver für 35 Euro oder eine Hose für 65 Euro *einfach mal so* zu kaufen, lag nicht im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten der Mehrheit der Männer. Bereits kleinere Sonderausgaben waren für die Männer schwierig zu bewältigen. »Andere denken über Einkäufe von 5, 10, 20, 60 oder auch 100 Euro gar nicht nach«, so Murin einmal zu mir, »Das ist für sie normal. Für mich aber nicht.« Er machte damit auf eine wichtige Dimension von Armut aufmerksam: Armut ist relational. Die Männer erfuhren ihre Mangellage im Verhältnis zur Konsum- und Wohlstandsnormalität, in der die Anschaffung einer Jeans oder der Neukauf eines Receivers ohne Probleme getätigt werden kann und in der Erwerbsarbeit als Normalzustand und als sozial erwünschte Voraussetzung von Teilhabe am gesellschaftlichen Konsumverhalten gilt.¹²

Murin kam mehrmals die Woche in die Anlaufstelle. Gemeinsam mit vielen anderen hafterfahrenen Männern hatte er dort ein informelles Handelsnetzwerk etabliert, das den Männern half, ihren Mangel an ökonomischem Kapital abzumildern. Die Anlaufstelle bildete den Hauptknotenpunkt dieses Netzwerks, das sich aber weit darüber hinaus erstreckte. Die Männer tauschten, verschenkten oder verkauften gebrauchte Kleidungsstücke, Handys, Küchenutensilien, (fast) abgelaufene Medikamente, Staubsauger, Sonnenbrillen, Wärmeflaschen, Wäscheständer, Winterschuhe, Poster, Bilderrahmen und vieles, vieles mehr.

Waren die vier Markensonnenbrillen, die im Netzwerk angeboten wurden, geklaut? Ich und viele der Männer vermuteten: Ja. Das hinderte einige Männer nicht daran, ihr Interesse zu bekunden. Die Brillen waren im Nu verkauft. Die Mehrheit der Männer allerdings war darauf bedacht, nicht an illegalem Handel teilzunehmen. Sie wollten keine neue Haftstrafe und keine verschärften

Bewährungsauflagen riskieren. Das verdeutlichte mir Daniel: Er brauchte ein Fahrrad und bekam von einem entfernten Bekannten ein voll funktionstüchtiges Herrenrad in gutem Zustand in seiner Größe angeboten. Er freute sich darüber, war aber skeptisch. Daniel unternahm eine Probefahrt zur Polizeistation und ließ die Rahmennummer prüfen. Erst danach kaufte er das Rad.

Die Männer informierten sich gegenseitig darüber, welcher Supermarkt welche Produkte gerade im Angebot hatte und welche Sozialeinrichtungen in der Stadt günstig oder kostenlos Essen ausgaben. Es fand sich fast immer jemand, der wusste (oder jemanden kannte, der wiederum jemanden kannte, der wusste), wie man das Fahrrad reparierte, das Handyproblem löste oder ein Leck am Wasserhahn abdichtete.

Die Raucher:innenrunde, in der ich gemeinsam mit Murin, Stefan, Manuel und Daniel überlegte, wo man wohl am besten eine gebrauchte Jeans herkriegte und günstig einen Receiver beschaffen könnte, war eine raumzeitliche Manifestation dieses Netzwerks. Ich erlebte viele solcher Runden in verschiedenen Konstellationen und an unterschiedlichen Orten: im Park, im Aufenthaltsraum des Übergangwohnheims, am Küchentisch von Murin. Murin saß abends oft mit seinen Nachbarn Rico und Elias zusammen. Während meiner Forschung saß auch ich ab und an mit am Tisch. Genau wie Murin waren die beiden seit ihrer Entlassung erwerbslos und bezogen Grundsicherung. Rico und Elias bewirtschafteten gemeinsam einen kleinen Gemüsegarten, im Sommer schenkten sie Murin Zucchini und Tomaten, im Herbst Kürbisse. Murin bedankte sich meist mit einer Blüte Marihuana oder selbst gebackenen Haferkekse.

In der Gesamtheit betrachtet bildeten diese informellen Runden ein loses Netzwerk, das sich aus lockeren Bekanntschaften zusammensetzte. Die Männer bezeichneten sich nicht als Freunde, manche von ihnen kannten sich nicht einmal mit Namen. Es fiel mir schwer, dieses lockere, weit verzweigte Netzwerk zu überblicken. Viele Netzwerkmitglieder lernte ich nie kennen. Doch alle zusammen bildeten sie ein erfolgreiches Netzwerk, das mir zeigte, wie »stark schwache Bindungen«¹³ sein können.

Austauschforen abhalten

In der Anlaufstelle, im Park, in der Kneipe und am Küchentisch von Murin stateten sich die Männer mit kulturellem Wissen darüber aus, wie man mit etwas mehr als 400 Euro im Monat überleben konnte – Murin zeigte mir eine Anwendung dieses kulturellen Wissens, als er zielgerichtet durch die Supermarktgänge zur günstigsten Tomatensauce und der preiswertesten Nudelpackung

navigierte. Die Männer tauschten sich regelmäßig darüber aus, wie man billig einkauft, mit wenig Geld die eigene Wohnung einrichtet, für Weihnachtsgeschenke spart, am Besten in Raten zahlt. Ich verstehe die informellen Zusammenkünfte der Männer als Foren des Austauschs, in denen sie sich dieses kulturelle Wissen aneigneten, es weitergaben und weiterentwickelten.¹⁴

Eines Morgens saß ich mit Silvio, Benjamin und zwei weiteren Männern, deren Namen ich nicht kannte, im Aufenthaltsraum des Übergangwohnheims. Silvio, dessen liminale Erfahrung der Entlassung bereits Thema gewesen ist, war vor knapp zwei Wochen aus der Haft freigekommen. Genau wie ich hörte er Benjamin und den zwei anderen Männern zu, die sich in einer lebhaften Diskussion über Bewährungshelfer:innen befanden. Benjamin bezeichnete Bewährungshelfer:innen als »verlängerten Arm des Staates«, denen man besser nicht trauen sollte. Benjamins Gegenüber sahen durchaus positive Dinge in der Bewährungshilfe. Sie hoben die Unterstützung in bürokratischen Angelegenheiten hervor. Natürlich, so alle drei, müsse man sich überlegen, was man Bewährungshelfer:innen sage und was nicht. Einen guten Eindruck zu hinterlassen, sei wichtig.

Benjamin: Es ist sicherlich keine gute Idee, deinen Bewährungshelfer zu fragen, wo du am besten Gras kaufen kannst.

Benjamin deutete auf Silvio, der sich gerade eine Zigarette gedreht hatte: Naja, jetzt, wo ich darüber nachdenke. Du solltest ihn fragen! Mal schauen, wie er reagiert.

Unsere Runde lachte und die Männer waren sich einig, dass es sicherlich hilfreich sei, ein gutes Verhältnis zu Bewährungshelfer:innen zu haben.¹⁵ Die Männer tauschten im weiteren Gespräch Tipps und Tricks darüber aus, wie man die Bewährungszeit am besten überstehen könne. Silvio hörte aufmerksam zu und stellte viele Fragen, die die anderen ausführlich diskutierten und beantworteten.

Ich habe während meiner Forschung unzählige solcher Austauschforen miterlebt. Kürzlich entlassene Männer wie Silvio fanden wichtige Hilfe, um ihre Gefühle von Unsicherheit im Leben nach der Haft abzumildern. Diese Foren fungierten für die Männer als geschützte Orte, in denen sie Verunsicherungen artikulieren konnten, ohne ausgelacht oder für »komisch« befunden zu werden. Die Männer bauten in diesen Foren kulturelles Kapital für den Umgang mit liminalen Erfahrungen der Entlassung auf, entwickelten es fort und gaben es weiter. Praktische Hilfeleistungen waren auch Teil der Austauschforen: Die Männer unterstützten erst kürzlich entlassene Männer

dabei, sich in der Stadt zurechtzufinden, zum ersten Mal gemeinsam ein Café zu besuchen, sie erklärten ihnen den Fahrkartensystem am Bahnhof oder den öffentlichen Nahverkehr, sie gaben Tipps bei der Anschaffung eines Handys, führten in Nachrichtendienste und Apps auf dem Smartphone ein und halfen bei Internetrecherchen und vielem mehr.

Durch soziale Einrichtungen navigieren

Auch fünf Jahre nach seiner Entlassung nahm Murin regelmäßig die sozialarbeiterische Beratung in der Anlaufstelle wahr. Seine Sozialarbeiterin Elke hatte ihn bei vielen bürokratischen Angelegenheiten unterstützt. Bis heute ging er gemeinsam mit Elke Bescheide vom Jobcenter oder von der Krankenkasse durch und setzte Anschreiben mit ihr auf.

Auch ohne Termin mit Elke, kam Murin in die Anlaufstelle. Er frühstückte dort kostenlos, trank günstigen Kaffee, aß dort zweimal die Woche zu Abend, pflegte soziale Kontakte und strukturierte durch die Besuche in der Anlaufstelle seine Tage. Murin machte mich durch seine regelmäßigen Besuche in der Anlaufstelle auf einen wichtigen Bestandteil seines Lebens und das einiger hafterfahrener Männer aufmerksam: Der Besuch sozialer Einrichtungen stellte eine taktische Umgangsweise mit finanziellem, sozialem und kulturellem Mangel dar. Neben der Anlaufstelle besuchten einige Männer auch den Stadtteiltreff, die Bahnmissionsmission, den evangelischen Kirchentreff oder weitere Vereine der freien Straffälligenhilfe.

Der Besuch sozialer Einrichtungen war für die Männer eine Möglichkeit, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Sie erlebten Geselligkeit, nahmen die Rolle von Gästen ein und machten außeralltägliche Freizeiterlebnisse. Von der Anlaufstelle finanziell gefördert gingen die Männer gemeinsam ins Kino und zum Kegeln, machten Ausflüge ins Grüne und grillten, besuchten Konzerte oder Fußballspiele. Solche Freizeitaktivitäten konnten die Männer sonst nicht so einfach ausüben, dazu fehlte ihnen das ökonomische Kapital.

Fußballkarten und Hotelterrassen: Stigma, Ausgrenzung und Scham

Einmal im Jahr erhielt die Anlaufstelle Eintrittskarten vom städtischen Fußballverein. Für fünf Euro Eigenbeteiligung konnten die Männer ein Fußballspiel im Stadion besuchen. Wir waren etwa 20 Personen, die dieses Angebot annahmen. Die Männer waren aufgeregt. Ich auch. Der Stadionbesuch war ein außergewöhnliches Ereignis für uns alle.

Nach dem Fußballspiel

Am Tag nach dem Stadionbesuch drehte sich im Aufenthaltsraum der Anlaufstelle alles um das gestrige Fußballspiel. Wir unterhielten uns über den Spielverlauf, die Lage der Stehplätze, die Stadionatmosphäre – und über das 5-Euro-Ticket, das der Fußballverein ausgestellt hatte. »Gebucht von sozial Schwachen. Anlaufstelle für Haftentlassene« stand in großen fetten Buchstaben auf der Mitte der Karte.

Pablo holte sein Ticket hervor und zeigte es der Runde: Unglaublich, ich finde das unverschämt, uns als ›sozial Schwache‹ zu bezeichnen.

Roland: Wir sind doch keine sozial Schwachen. Wir haben zwar wenig Geld. Aber *das* ist eine Frechheit.

Pablo: ›Sozial schwach‹. Was heißt das überhaupt? Dass wir asozial sind?

Roland: Ich bin genauso sozial wie jeder andere. Ökonomisch schwach, ja. Aber nicht sozial schwach.

Daniel: Ich finde das unverschämt. Und überhaupt: Muss da auch noch ›Anlaufstelle für Haftentlassene‹ stehen. Das stellt uns ja noch mehr heraus.

Die Runde in der Cafeteria nickte. Pablos, Rolands und Daniels Stimmen durchdrangen den Raum. Empörung und Wut prägten die Stimmung.

Thorben, der die Männer als Sozialarbeiter ins Stadion begleitet hatte, war auch dabei: Ihr solltet froh sein, überhaupt eine Karte bekommen zu haben. [Thorben stockte kurz]. *Wir* sollten froh sei...«

Roland schüttelte den Kopf und fiel Thorben ins Wort: ...Thorben! Danke sagen und still sein, oder wie?

Pablo verbeugte sich und deutete einen Knicks an: Edler Spender, ich bitte untertänig um Verzeihung.

Thorben: Kommt schon, Leute, wir hatten eine tolle Zeit, oder?

Daraufhin wechselte Thorben das Thema. Er musste noch das gemeinsame Abendessen organisieren und suchte Freiwillige fürs Kochen und Spülen. Auch danach drehte sich bei den Männern alles um die Markierung als ›sozial schwach‹, um den Kommentar von Thorben und um die Doppelstigmatisierung ›Armut und Gefängnis‹, die die Karte in fetten Buchstaben vollzog.

Ich sehe die Fußballkarte als Ausdruck sozialer Teilhabe *und* gesellschaftlicher Stigmatisierung. Das 5-Euro-Ticket ermöglichte den Männern die Teilhabe an einem nicht alltäglichen Erlebnis. Aber: Es markierte sie als »sozial Schwache« und als »Haftentlassene«. Beides sind wirkmächtige sprachliche Ausdrücke der VerÄnderung.¹⁶ Sie stellten die Männer als ›die Anderen‹ der

Gesellschaft heraus. Sie verwiesen auf ein ›Wir‹ (›die Normalen‹) und auf ein ›Ihr‹ (›die sozial Schwachen‹/›die Haftentlassenen‹). Diese Wir/Ihr-Dualität ist Teil gesellschaftshierarchischer Distanzierung und sozialer Abwertung. Im alltäglichen Sprachgebrauch rekurriert ›sozial schwach‹ auf scheinbar fehlende soziale Kompetenzen und Fähigkeiten. Die Männer fühlten sich durch diese Formulierung angegriffen und herabgesetzt.

»Ihr solltet froh sein, überhaupt eine Karte bekommen zu haben«, sagte Thorben. Laut dieser Aussage haben arme und hafterfahrene Männer weniger Anrecht darauf, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, als Menschen, die Eintrittskarten zum regulären Preis erwerben. Kritik an Stigmatisierung dürfen die Männer nicht üben, so schien der Sozialarbeiter zu suggerieren, da sie die Karte geschenkt bekommen haben. Thorbens Aussage liegt eine ökonomisch-kapitalistische Logik zugrunde: Weder haben die Männer die Karte regulär gekauft, noch nehmen sie an der ökonomischen Wertproduktion (in Form von Erwerbsarbeit und Konsumverhalten) teil – daher haben sie sich auch keine gesellschaftliche Teilhabe verdient. In dieser Logik erscheint ihre ökonomische Mangellage als selbstverursacht.

Als sich Thorben direkt danach korrigierte und das »Ihr« in ein »Wir« umwandelte, sprach er nicht mehr über ›die Haftentlassenen‹ und ›die sozial Schwachen‹, sondern über die Institution Anlaufstelle. Damit verwies er auf die geringe Wertigkeit, die Sozialhilfeeinrichtungen von gesellschaftlicher Seite aus zugesprochen bekommen. Außerdem bezog er sich auf Diskurse, in denen Sozialhilfeleistungen nicht als Pflicht und Recht gesellschaftlichen Zusammenlebens erscheinen, sondern als Almosen, die mit Dankbarkeit und ohne Kritik angenommen werden sollten. Thorben legitimierte damit indirekt eine dominante »kulturelle Form des gesellschaftlichen Umgangs mit Armut«:¹⁷ den Ausschluss von Menschen in Mangellagen von sozialer Teilhabe. Diese gesellschaftliche Umgangsweise manifestiert sich in den Eintrittspreisen für öffentliche Veranstaltungen oder Kultureinrichtungen und fehlenden Ermäßigungen für Menschen in ökonomisch prekären Lebenslagen. Ich verstehe solche Preispolitiken als eine Form der sozialen Exklusion.¹⁸

Auf der Hotelterrasse

An einem Mittwochnachmittag traf ich mich erneut mit Andreas und Manuel zum Kaffeetrinken im Stadtteiltreff. Benjamin war auch dabei. Manuel saß mittlerweile nicht mehr im Rollstuhl, sondern ging auf Krücken. Als wir ankamen, stellten wir fest: Der Stadtteiltreff hatte außerplanmäßig geschlossen. Was nun? Benjamin schlug vor, um die Ecke in ein Hotelcafé mit hübscher Ter-

rasse zu gehen. Andreas und Manuel wägten ab, ob ein Besuch in solch einem Café nicht zu teuer sein würde. Sie waren sich dann aber schnell einig, dass der Cafébesuch ein außergewöhnliches Ereignis werden würde; es war Anfang des Monats, da war das ausnahmsweise mal möglich.

Als wir dort ankamen, suchten wir uns unter einem Sonnenschirm und umgeben von Grünpflanzen einen Platz. Zwei Kellner standen am anderen Ende der Terrasse. Auf Benjamins Zeichen mit der Hand reagierten sie nicht. Sahen sie uns nicht oder wollten sie uns nicht sehen? Wir warteten, unterhielten uns, rauchten. Das Café war nur spärlich besetzt. Wir signalisierten nochmals. Nach einer gefühlten Ewigkeit nahm ein Kellner – zögerlich und wortkarg – unsere Bestellung auf. Er brachte uns Kaffee, Tee, Kuchen und die Rechnung. Er kassierte sofort ab. Während wir unseren Kuchen aßen, schien er uns die ganze Zeit aus der Entfernung im Auge zu behalten.

Nachdem Andreas seinen Kuchen fertig gegessen hatte, sagte er: Lasst uns gehen. Ich fühle mich hier nicht wohl.

Benjamin nahm das Ganze mal wieder mit Humor: Wollen wir mal fragen, was sie gegen uns haben?

Andreas: Nein, bloß nicht. Dann fallen wir noch mehr auf.

Wir gingen, setzten uns um die Ecke des Hotels auf eine Straßenmauer und besprachen den ›Vorfall.

Andreas: Da gehe ich nicht mehr hin. Das war mir unangenehm. Ich habe mich richtig geschämt.

Manuel: Wir passen da nicht rein. Das ist doch klar. Schau doch mal unsere Kleidung an.

Benjamin: Warum denn? Wir haben bezahlt, wie alle anderen auch.

Andreas: Es ist so ähnlich wie im Theater, nur schlimmer.

Manuel: Langhaarig, Tätowierungen auf den Oberarmen, verrissene Hose und durchgelaufene Schuhe, kein Geld in der Tasche.

Benjamin: Und deswegen dürfen wir nicht hier sein?!

Andreas sprach einen Ausflug ins Theater an, den die Anlaufstelle vor mehreren Wochen organisiert hatte. Umgeben von »Anzugträgern« hatte sich Andreas fehl am Platz gefühlt. Die anderen Besucher:innen hätten sie »angestarrt und die Nase gerümpft«, so beschrieb es Manuel. Und nun waren sie hier im Café erneut skeptisch gemustert und damit auch bewertet worden: als »nicht hierher passend«, als »anders«. Andreas reagierte darauf mit dem Verzicht auf einen erneuten Theater- und Cafébesuch. Es war ein aufgezwungener Verzicht, her-

vorgerufen durch abwertende Blicke und Handlungsweisen der Kellner und Theaterbesucher:innen. Andreas wollte sich nicht unwohl fühlen bei einem Café- oder Theaterbesuch. Er wollte sich nicht schämen.

Was ist Scham? Und was bedeutet das Schamgefühl von Andreas in der Situation auf der Hotelterrasse und im Theater? Der Soziologe Sighard Neckel definiert Scham als ein Wertgefühl. »Scham [ist] mit negativen Urteilen über die Art des eigenen Seins verknüpft [...] Scham zeigt an, gerade eine Wertminderung erfahren zu haben, die die gewohnte und erwartete Teilhabe am Leben mit anderen in Frage stellt.«¹⁹ Die Kellner schienen uns aus der Entfernung heraus mit ihren Blicken zu fixieren und uns dadurch als ›abweichend‹, als ›hier nicht hingehend‹, als ›unerwünscht‹ zu markieren und zu bewerten.²⁰ Sie verwiesen damit auf einen von unserer Gruppe begangenen Normbruch und vermittelten uns das, indem sie uns erst ignorierten und später aus der Ferne mit Argwohn beäugten. Doch gegen welche Norm hatten wir verstoßen? Mir scheint: gegen die gesellschaftlich dominante Leistungs- und Erwerbsnorm. Diese manifestiert sich symbolisch durch den Besitz und die Aneignung von Konsumgütern (hier: ›guter‹ Kleidung, ›teuerem‹ Kaffee und Kuchen) und eine habituelle Selbstverständlichkeit, sich an Konsumorten wie Hotelterrassen selbstsicher zu bewegen.²¹ Mit Tätowierungen auf den Oberarmen, verrissenen Hosen, durchgelaufenen Schuhen und wenig Geld in der Tasche – wie es Manuel ausgedrückt hatte – entsprachen die Männer nicht dieser Norm.

Ich stach aus unserer Gruppe heraus. Ich hob mich von den Männern ab – durch Geschlecht und Alter, durch meine Kleidung und nicht zuletzt durch eine höhere Selbstverständlichkeit, mich in Hotelcafés zu bewegen. Das war uns allen klar. Benjamin thematisierte das nach unserem Cafébesuch lachend und ernst zugleich: »Die haben sicher gedacht, du bist unsere Betreuerin.« Er wies damit auf kulturelle Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien hin, die die Kellner anwandten und denen wir uns genauso bewusst waren. Die Blicke der Kellner galten nicht mir, das war uns allen klar.

Scham ist die gefühlte Bestätigung einer abschätzenden Fremdbewertung, so Neckel.²² Wenn Andreas nie mehr ein solches Café oder ein Theater besucht, um abwertenden Blicken zu entgehen, und wenn Daniel nicht mehr zur Tafel geht, weil er öffentliches Schlangestehen als entwürdigend empfindet, dann bestätigten beide Männer die gesellschaftlich dominante Leistungs- und Erwerbsnorm. In ihrer Scham klassifizierten sie sich selbst als von dieser Norm abweichend und damit als defizitär und minderwertig, als gescheitert.

Die Nicht-Scham von Benjamin auf der Hotelterrasse steht hierzu in starkem Kontrast. Benjamin empfand keine Scham, weigerte sich vielleicht,

Scham zu empfinden. Er wollte die Kellner gar mit ihren beschämenden Blickpraktiken konfrontieren. Seine Nicht-Scham deutete ich als Aufbegehren gegen ein »Schamdiktat«,²³ das Menschen in Mangellagen gesellschaftliche Teilhabe verwehrt. Scham hat, so macht Benjamins widerständige Nicht-Scham deutlich, eine starke repressive Funktion. Durch Schamgefühle verinnerlichen Menschen ihre Fremdwahrnehmung als »mangelhafte Person«, verorten den wahrgenommenen Mangel im eigenen Selbst und überdecken dabei gesellschaftlich-strukturell und diskursiv wirkende, unsichtbare Mechanismen der Veränderung und der sozialen Ungleichheit. Indem sich Benjamin nicht schämte, verweigerte er die Anerkennung der ihm auferlegten Norm.

Bedrohte Männlichkeiten

Was sich auf der Hotelterrasse gezeigt hatte, war den Männern und mir während der ganzen Forschung klar: Ungleich ihnen befand ich mich nicht in einer ökonomischen Mangellage, ich hatte eine gut bezahlte Stelle an der Universität und das sah man mir an: an meiner Kleidung, meinem Rucksack, meinem Fahrrad, meinem Einkaufsverhalten im Supermarkt. Unsere unterschiedlichen sozioökonomischen Lebensverhältnisse prägten das Kennenlernen und den Aufbau der Forschungsbeziehungen zwischen mir und den Männern von Anfang an. Sie waren regelmäßig Thema – meist implizit, manchmal auch explizit.

Silvio und ich hatten uns im Gefängnis kennengelernt. Er lebte seit seiner Entlassung im Übergangwohnheim, wurde nach und nach ein Mitglied des informellen Handelsnetzwerkes, nahm an Freizeitaktivitäten der Anlaufstelle teil und suchte sich Ratschläge in Austauschforen. Ein paar Monate nach seiner Entlassung – wir hatten uns seit einigen Wochen nicht mehr gesehen – verabredeten wir uns zu einem Gespräch. Ich war daran interessiert, wie Silvio mittlerweile auf sein Leben im Gefängnis zurückblickte, wie er die Welt draußen wahrnahm, wie seine Wohnungs- und Arbeitssuche lief. Wir waren um 10:30 Uhr an der S-Bahn-Haltestelle des Jobcenters verabredet. Dort hatte er am Vormittag einen Termin gehabt. Als ich ankam, wartete Silvio auf mich. Es regnete und ich schlug vor, in die nahegelegene Bäckerei zu gehen. Ich würde ihn gerne auf einen Kaffee einladen. Dort könnten wir in Ruhe reden. Als wir die Bäckerei knappe eineinhalb Stunden später verließen, meinte Silvio zu mir, er müsse mir etwas sagen: Er habe sich nicht wohlfühlt, von mir – einer

Frau – eingeladen zu werden. Das sei seine Aufgabe als Mann. Das nächste Mal wolle er mich unbedingt einladen.

Zwei Monate später trafen wir uns erneut. Wir gingen in die gleiche Bäckerei und Silvio bestand darauf, die Rechnung zu übernehmen. Es war Anfang des Monats, er sei gerade flüssig und freue sich, mir einen Kaffee oder Tee ausgeben zu dürfen. Und nun fühlte *ich* mich nicht wohl. Ich musste die ganze Zeit daran denken, dass mein Tee für ihn eine zusätzliche Geldausgabe darstellte, die er sich nicht so einfach leisten konnte und die er in anderen Lebensbereichen wieder einsparen musste. Gleichzeitig waren die gegenseitigen Kaffee- und Tee-Einladungen beziehungsstiftende Handlungen gemäß des Sozial- und Kulturanthropologen Marcel Mauss:²⁴ Eine (Kaffee-)Gabe erforderte eine (Tee-)Gegengabe. Die Kaffee- und Tee-Einladungen verdeckten die unserer Beziehung zugrundeliegende ökonomische Ungleichheit etwas. Die Einladungen waren außerdem symbolisch-materieller Ausdruck gegenseitiger Anerkennung, des Gebens und Nehmens von Zeit, des Zuhörens, des Erzählens und des kommunikativen Austauschs.

Bei unseren Treffen im Gefängnis war es selbstverständlich gewesen, dass ich Silvio zu Kaffee und Softgetränken einlud. Silvio hatte im Besuchsraum der Justizvollzugsanstalt dazu keine Möglichkeit gehabt. Getränke und Süßigkeiten konnten nur an einem im Besuchsraum aufgestellten Automaten gezogen werden, der wiederum nur durch eine mit Geld aufgeladene Besucher:innenkarte bedient werden konnte. Außerdem musste Silvio mit dem wenigen Geld, das ihm im Gefängnis monatlich zur Verfügung stand, haushalten: circa 300 Euro. Er hatte sich diese 300 Euro durch eine Stelle in der Anstaltsschreinerei bei einem Stundenlohn von etwa 2 Euro netto erarbeitet. Der gesetzlich festgesetzte Mindestlohn greift hinter Gittern nicht. Er hatte keine Kontakte nach draußen gehabt, sonst hätten ihm Verwandte oder Bekannte 65 Euro pro Monat auf sein Anstaltskonto überweisen können – die damals monatlich maximal erlaubte Extrazahlung von draußen. Silvio hatte sich von seinem monatlichen Verdienst Lebensmittel, Hygieneartikel und Konsumgüter wie Tabak gekauft, ab und an Kleidung.²⁵

Bei unseren Treffen draußen fiel, so schien es Silvio wahrzunehmen, die institutionelle Fremdverschuldung seines Geldmangels weg. Obwohl er seine Erwerbslosigkeit auf das Stigma Gefängnis zurückführte, war er sich des gesellschaftlich dominanten Diskurses um die Selbstverschuldung von Erwerbslosigkeit sowie der neoliberalen Forderung nach Eigenverantwortung und -leistung auf dem Arbeitsmarkt bewusst. Trotz ausdauernder Suche nach bezahlter Arbeit hatte er bislang keinen Job gefunden. Das frustrierte und

belastete ihn. Er erlebte seine Erwerbslosigkeit immer auch als etwas, das er selbst zu verantworten hatte, als ein persönliches Scheitern. Und genau das schien ihm meine Einladung zu verdeutlichen. Ich bezahlte *für ihn*. Und dass er von einer Frau eingeladen wurde, machte die Situation für Silvio noch schwieriger.

Silvio lebte eine Form von Männlichkeit, die auf heteronormativen Idealen aufbaute; eine Männlichkeit, in der Männer die Rolle des Versorgers und Fürsorgers von Frauen einnehmen und Werte wie Stärke, Furchtlosigkeit, Eigenbestimmung und Selbstständigkeit leben. Diese Werte waren für Silvio eng mit Erwerbsarbeit verbunden. Einer Erwerbsarbeit nachzugehen würde es Silvio erleichtern, die Rolle des finanziellen Versorgers und Fürsorgers einzunehmen und männlich konnotierte Werte der Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu leben. Erwerbslosigkeit und der damit einhergehende ökonomische Mangel bedrohten sein männliches Selbstbild.²⁶

Der Sozialwissenschaftler Benedikt Rogge spricht gar von einer »Erosion der eigenen Männlichkeit«²⁷ durch Erwerbslosigkeit. So weit möchte ich nicht gehen. Erwerbslosigkeit und erfahrene Handlungseinschränkungen durch sozioökonomische Mangellagen griffen zwar das Selbstbild der Männer an. Und auch wenn Erwerbsarbeit die dominante Norm war, an der sich die Männer orientierten, fanden die Männer doch auch andere Wege, ihre Männlichkeit darzustellen und zu leben. Dazu gehörten das Abhalten von Austauschrunden, der Aufbau von Handelsnetzwerken und der Besuch von sozialen Hilfseinrichtungen. Durch diese Tätigkeiten stellten die Männer zwar andere, aber ebenfalls wichtige Werte heteronormativer Männlichkeit dar: Cleverness, Kreativität, Problemlösungsfindigkeit und Handlungsgeschick.²⁸

Die Bratpfanne. Oder: Kapitalaustausch mit der Kulturwissenschaftlerin

Während meiner Forschung hatte ich immer wieder den Eindruck, dass manche Männer den Kontakt zu mir nutzten, um sozialen, kulturellen und ökonomischen Mangel zu mindern: Ich korrigierte Bewerbungsanschreiben auf Rechtschreibung, brachte schriftliche Lebensläufe in ein einheitliches Format, gab Kaffee in der Anlaufstelle aus und verschenkte mein altes Fahrrad. Dafür bekam ich im Laufe meiner Forschung eine Wärmflasche und eine von mir seit langem benötigte Fahrradklingel geschenkt und direkt an mein Rad montiert. Mir wurde Tee in der Cafeteria des Wohnheims ausgegeben, in der Kneipe

wurde ich auf ein Bier eingeladen, bei Murin am Küchentisch bekam ich Mittagessen und wenn ein Joint rumging, wurde er auch mir angeboten. Ich war ein Teil des informellen Handels- und Tauschnetzwerks geworden.

Als ich eines Vormittags ins Übergangswohnheim kam, saß Silvio draußen auf einer Parkbank. Ich setzte mich zu ihm und gemeinsam genossen wir die ersten wärmenden Strahlen der Frühjahrssonne. Nach ein paar Minuten holte Silvio seinen Rucksack hervor, stellte ihn zwischen uns auf die Bank und nahm eine Bratpfanne heraus, eine große gusseiserne Pfanne. Nur ein paar Tage zuvor hatten wir uns lange über die Qualität von Kochutensilien und unsere Kochgewohnheiten unterhalten. Silvio benutzte ausschließlich hochwertige Pfannen, die er sich von seinem Entlassungsgeld angeschafft hatte. Ich nutzte billige Pfannen mit dünnen, verbogenen Böden. Das machte mir nichts aus. Kochen war nicht gerade meine Leidenschaft. Silvios allerdings schon. Er habe die Pfanne heute Vormittag gesehen – wo, sagte er nicht – und mir mitgebracht. Sie sei von hoher Qualität. Fünf Euro habe sie gekostet.

Was sollte ich nun tun? Ich wollte die Pfanne nicht, meine Pfannen zuhause reichten mir vollkommen aus. Wollte er mir einfach eine Freude machen? Oder benötigte er Geld und traute sich nicht, danach zu fragen? Letzteres vermutete ich. Mit einem unguuten Gefühl im Magen nahm ich die Pfanne und gab Silvio fünf Euro. Ich war enttäuscht. Ich hatte eigentlich gedacht, dass wir eine auf Sympathie, Respekt und Offenheit basierende Forschungsbeziehung aufgebaut hatten. Ich fühlte mich von Silvio reingelegt.

Diese Situation beschäftigte mich noch lange. Ich schaute mit einem gewissen Missmut und mit Enttäuschung auf sie zurück. Mittlerweile tue ich das nicht mehr. Wenn ich diese Situation aus einer Kapitallogik heraus betrachte, dann erscheint mir Silvios Handeln nachvollziehbar und bedeutungsvoll: Silvio nutzte seine Beziehung zu mir, um fünf Euro zu erhalten. Er aktivierte sein soziales Kapital (in Form von mir, der Forscherin) und wandelte es in ökonomisches Kapital um (in fünf Euro). Und wenn wir gemeinsam seine Bewerbungsunterlagen durchsahen, dann wandelte er sein soziales Kapital in kulturelles Kapital um (in Form von grammatikalisch korrekten und stilistisch ansprechenden Texten). Viele Männer agierten ganz ähnlich: Durch Kontakte zur Kulturwissenschaftlerin, durch Kontakte zu Betreuer:innen des Übergangswohnheims, zu Sozialarbeiter:innen und ehrenamtlichen Mitarbeiter:innen der Anlaufstelle erweiterten die Männer ihr soziales Netzwerk und konnten dieses in kulturelles und ökonomisches Kapital übersetzen.

Aus gendertheoretischer Perspektive entspricht es der männlichen Logik von Silvio, mich nicht nach Geld zu fragen. Damit geriete er in eine Bittstel-

lerposition, die nicht ohne Weiteres mit seiner gelebten Männlichkeit vereinbar gewesen wäre. Mir die Bratpfanne mit taktischer Gewandtheit für fünf Euro zu überlassen, entsprach wohl eher seinem männlichen Selbstbild. Er hatte mit Cleverness und kreativem Problemlösungsgeschick seine finanziellen Ressourcen aufgestockt.

Ich möchte hier allerdings noch einmal auf die Kapitallogik dieser Situation zurückkommen. Sie ermöglicht mir zu sehen, dass auch ich von den Kontakten zu hafterfahrenen Männern profitierte – und zwar entsprechend meiner eigenen Kapitallogik. Meine Forschungsbeziehung zu Silvio und anderen hafterfahrenen Männern stellte soziales Kapital für mich dar, das ich im Laufe meiner Forschung anhäufte. Ich wandelte es regelmäßig in kulturelles und ökonomisches Kapital um: Vorträge, die ich hielt, Artikel, die ich schrieb, und die hier vorliegende Ethnographie bauen auf den Begegnungen mit hafterfahrenen Männern auf (meinem sozialen Feldkapital). Ich erhielt für einige Vorträge eine Bezahlung (ökonomisches Kapital), Reputation als Wissenschaftlerin (kulturelles Kapital) und ein größeres berufliches Netzwerk (soziales Kapital). In Drittmittelanträgen verwies ich auf meine Erfahrungen und Erkenntnisse im Feld des Lebens nach der Haft (kulturelles Kapital) und finanzierte mir dadurch eine dreijährige, gut bezahlte Arbeitsstelle an der Universität (ökonomisches Kapital). Ich konnte aufregende Geschichten über meine Forschung erzählen (kulturelles Kapital) und langfristige Forschungsbeziehungen und neue Freundschaften (soziales Kapital) knüpfen.²⁹ Wie konnte ich Silvio also übel nehmen, dass er sein soziales Kapital in ökonomisches umwandelte? Wenn ich bei mir zuhause in der Küche stehe und die Pfanne zum Kochen bereitstelle, denke ich oft an Silvio und die »Pfannensituation«, wie ich sie nenne. Ich benutze die Bratpfanne fast täglich. Es ist die beste Pfanne, die ich je besessen habe. Ich koche sehr gerne mit ihr.

›Abweichende‹ kulturelle Bedeutungen

Die Handlungslogiken hafterfahrener Männer waren für mich nicht immer leicht zu durchschauen. Das zeigte sich nicht nur bei der »Pfannensituation«, sondern auch in vielen weiteren Situationen, in denen die Männer nicht nach den kulturellen Handlungslogiken agierten, die ich selbst verinnerlicht hatte. Der Sinn und die kulturelle Bedeutung, die ihrem Handeln zugrunde lag, lernte ich oft erst im Laufe meiner Forschung verstehen. An drei Situationen möchte ich das verdeutlichen.

Von ›Faulheit‹ und der Bewahrung von Würde

Murin suchte schon lange nicht mehr nach einer festen Arbeitsstelle. Er sagte oft, dass er keine schmerzhaften Zurückweisungen mehr aufgrund seiner Haftvergangenheit erfahren wollte. In den ersten Monaten nach seiner Entlassung, so Murin, habe er sich überlegt, ob er sich bei Leiharbeitsfirmen bewerben solle. Viele Männer fanden dort nach ihrer Entlassung eine Vollzeitstelle, allerdings meist unter prekären Arbeitsbedingungen und ohne Aussicht auf Übernahme in ein festes Arbeitsverhältnis abseits der Leiharbeit. Murin und sein Nachbar Rico diskutierten oft über die Vor- und Nachteile einer solchen Arbeit. Beide bestärkten sich gegenseitig in ihrer Überzeugung, sich nicht ausnutzen lassen zu wollen. Viele Männer, die nach ihrer Entlassung in einer Leiharbeitsfirma untergekommen waren, sagten: Leiharbeitsfirmen sei es egal, ob man eine Vorstrafe habe oder nicht. Dort finde man durchaus eine Anstellung; allerdings bleibe man dann ewig Leiharbeiter, sei unterbezahlt und im Vergleich zu fest angestellten Mitarbeiter:innen in einer prekären Lage.

Im dominanten neoliberalen Armutsdiskurs gelten Rico und Murin als faul, weil sie sich nicht (mehr) um eine Arbeitsstelle bemühen. Murin und Rico waren sich dieser Fremdwahrnehmung durchaus bewusst. Sie grenzten sich allerdings vehement von ihr ab: Murin verwies auf Erfahrungen der Stigmatisierung bei der Arbeitssuche aufgrund seines Haftaufenthalts. Rico wiederum kritisierte die prekären Arbeitsbedingungen der Leiharbeit und die verminderte Wertigkeit, die ihm dadurch zugeschrieben werden würde. Dass Murin und Rico keine Arbeit suchten, stellte für sie ein Mittel dar, ihre Achtung aufrechtzuerhalten, die sie durch die Aufnahme prekärer Arbeitsverhältnisse und durch Stigmatisierungen bei der Arbeitssuche als bedroht ansahen.³⁰

Murin arbeitete in einem Ein-Euro-Projekt der freien Straffälligenhilfe. Auch diese Arbeit kritisierte er, sie sei »noch unterbezahlter als die Leiharbeit«. Aber: Er strukturierte dadurch seine von Zeitüberschuss und oftmals auch von Langeweile geprägten Tage, pflegte dort soziale Kontakte und stockte seine ökonomischen Ressourcen damit etwas auf. Gemeinsam mit anderen haftentlassenen Männern und unter Anleitung von sogenannten Arbeitserzieher:innen säuberte Murin städtische Parkanlagen und Gebäude, entrümpelte Wohnungen und war als Umzugshelfer tätig. Während meiner Forschung war ich zwei Wochen lang als Forscherin bei diesem Projekt dabei. Jeden Tag um 8:30 Uhr versammelten sich die hafterfahrenen Mitarbeiter:innen vor dem Projektbüro und wurden von Arbeitserzieher:innen in Gruppen für unterschiedliche Arbeitseinsätze eingeteilt. In den Wochen, in denen ich in diesem Projekt dabei war, kam Murin viermal zu spät, ging dreimal früher und fehlte an einem

Tag, ohne die Arbeitserzieher:innen vorab darüber zu informieren. Bei einer Wohnungsentrümpelung war er über eine Stunde verschwunden. Ich fand ihn irgendwann auf dem Dachboden: Er saß rauchend auf einem alten, schräg stehenden Bürostuhl, umgeben von leeren Kartons, Kleiderfetzen und sonstigem Unrat. Die Arbeitserzieher:innen wiesen ihn regelmäßig zurecht und kritisierten seine fehlende Arbeitsmoral. Seine Kolleg:innen waren sauer auf ihn, weil sie durch ihn mehr Arbeit hatten. Elke, die für ihn zuständige Sozialarbeiterin in der Anlaufstelle, führte sein Verhalten auf psychische Belastungen zurück.

Elke interpretierte Murins Handeln aus psychologisch-medizinischer Perspektive. Sie suchte nach den Ursprüngen seines Handelns und nahm damit eine stark individualistische Perspektive ein. Sie medikalisierte und pathologisierte Murins Handeln. Die Arbeitserzieher:innen bewerteten Murins Handeln dagegen aus einer moralischen Arbeitslogik heraus, in der Arbeit an sich als Wert gilt. Ihnen erschien Murin als faul, unzuverlässig und ohne Arbeitsmoral.

Murin allerdings richtete sein Handeln nicht entsprechend der kulturellen Logik der Arbeitserzieher:innen aus. Das wurde mir klar, als ich ihn auf dem Dachboden fand.

Ich warf ihm durchaus vorwurfsvoll an den Kopf: Murin! Wir arbeiten alle und du sitzt hier einfach so rum?!

Meine Reaktion zeigte: Auch ich deutete Murins Verhalten als fehlende Arbeitsmoral und vor allem als unsolidarisch. Murin drehte sich auf dem kaputten Bürostuhl langsam in meine Richtung und zuckte mit den Schultern.

Murin: Warum soll ich mich abrackern? Was habe ich denn davon? Für einen Euro fünfzig? Nichts, überhaupt gar nichts. Ich kriege keine Anerkennung dafür. Die Leute schauen uns doch bloß blöde von oben herab an, wenn wir im Kombi vorfahren, auf dem »soziales Arbeitsprojekt« steht. [kurze Pause] Der Job ist doch nichts wert. Warum sollte ich mich dafür abrackern?

Murin verwies damit auf die gesellschaftliche Bewertung von Ein-Euro-Jobs: Für Viele stellt eine Arbeitsstelle in einem Sozialarbeitsprojekt keine »richtige« Arbeit dar und diejenigen, die sie ausführen, gehörten nicht zur »arbeitenden Bevölkerung«. Sie erhalten keine gesellschaftliche Anerkennung. Der Stundenlohn von 1,50 Euro zeigte Murin das mehr als deutlich an. Wenn Murin nicht zur Arbeit erschien oder zu spät kam, lange Pausen einlegte oder früher ging, dann handelte er damit durchaus gesellschaftskonform. Er richtete seine Ar-

beitsmoral an dem geringen Wert und der fehlenden Anerkennung aus, die ihm seine Mitmenschen dafür entgegenbrachten.³¹

Von Drogendeals

Benjamin, der sich auf der schicken Hotelterrasse als einziger der hafterfahrenen Männer nicht unwohl gefühlt hatte, stockte sich seine Grundsicherung mit kleineren Drogendeals auf. Benjamin war Ende dreißig als wir uns kennenlernten, sein letzter Haftaufenthalt lag fünf Jahre zurück, er war für Drogenbesitz und -handel im Gefängnis gewesen. Es dauerte über ein Jahr, bis Benjamin und ich eine so vertrauensvolle Forschungsbeziehung aufgebaut hatten, dass er mir davon erzählte. Er verkaufe nicht viel, so Benjamin, »nur ab und an.« Er versorge vor allem seinen erweiterten Bekanntenkreis mit Marihuana, Kokain, zunehmend auch mit Opiaten – je nach Verfügbarkeit.

Als wir eines Nachmittags gemeinsam im städtischen Park saßen, kam sein Nachbar vorbei, den ich vom Sehen kannte. Wir begrüßten uns und machten Smalltalk, Benjamin bekam 90 Euro, sein Nachbar ein Gramm weißes Pulver in einem kleingefalteten Blatt Papier. Es war der einzige Drogendeal, den ich während meiner Forschung miterlebte.

Ich: Ist das nicht riskant? Hier auf offener Straße?

Benjamin: Das war eine Ausnahme. Sonst habe ich nichts dabei und mache das auch nicht in aller Öffentlichkeit. Das war ein Gefallen für Matthias [sein Nachbar]. Du hast das jetzt gesehen, weil du bei uns warst. Sonst aber niemand. Ich bin da schon gut drin, in dem was ich mache. Das ist meine Arbeit. Das habe ich gelernt.

Ich hakte weiter nach: Und entdeckt zu werden, das gehört zum Geschäftsrisiko dazu?

Benjamin: Ja, das tut es tatsächlich. Ich meine, das ist eben mein Beruf. Den kann ich drinnen und draußen machen.

Ich: Wolltest du nie etwas anderes machen? Etwas Legales zum Beispiel?

Benjamin: Ich mache das schon so lange. Das habe ich gelernt als ich in der Schule war. Ich weiß, wie es läuft, ich habe meine Kontakte, die Nachfrage ist da. Warum sollte ich was anderes machen? Ich wüsste gar nicht, was ich sonst tun sollte. Ich habe keine andere Ausbildung gemacht. Ich wäre auf dem normalen Arbeitsmarkt ein ungelernter Arbeiter. Ich würde mich körperlich zu Tode schuften und dabei nichts verdienen.

Für Benjamin stellte seine Tätigkeit als Drogendealer Erwerbsarbeit dar. Und auch ich deutete seinen Handel mit Drogen als solche. Drogenhandel erfüllt viele

Kriterien von Erwerbsarbeit, wie sie in der kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung thematisiert werden: Benjamin verdiente mit dem Handel von Drogen seinen Lebensunterhalt, er hatte sich für diese Tätigkeit unter Anleitung Fachwissen angeeignet und praktische Kompetenzen erworben. Er übte diese Tätigkeit dauerhaft und kontinuierlich aus. Er arbeitete jeden Tag und unterschied zwischen Arbeitszeit und Freizeit.³²

Benjamins und meine Deutung seiner Tätigkeit als Erwerbsarbeit stehen gesellschaftlich dominanten und teilweise auch kulturwissenschaftlichen Konzeptionen von Arbeit als ausschließlich legaler Tätigkeit entgegen. Das zeigte sich mir regelmäßig in Kommentaren von Kolleg:innen, die Vorträge von mir hörten oder Artikel von mir lasen. Viele von ihnen kritisierten, dass ich Benjamins Drogenhandel als Arbeit bezeichnete. Ich lese diese Kritiken als Hinweise auf die gesellschaftlich vorherrschende Annahme, dass Arbeit ausschließlich im Bereich des Legalen zu verorten ist und Tätigkeiten innerhalb der Schattenökonomie nicht als Arbeit betrachtet und anerkannt werden sollten.

Benjamin sprach außerdem einen Punkt an, den die Soziolog:innen Alice Goffman und Loïc Wacquant gesellschaftskritisch ausgearbeitet haben:³³ Hinwendungen zur Schattenökonomie werden durch unzureichende Chancen auf dem legalen Arbeitsmarkt befördert, durch zu niedrige Löhne und prekäre Arbeitsbedingungen. Eine Hinwendung zur Schattenökonomie kann für manche Menschen durchaus sinnvoll sein; für Benjamin stellte sie, immer mit dem Risiko der Inhaftierung verbunden, eine Möglichkeit dar, ökonomisches Kapital zu vermehren und eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu erfahren.

Von ›verschwenderischen‹ Gesten

Durch seinen Drogenhandel hatte Benjamin weitaus mehr Geld zur Verfügung als die große Mehrheit der Männer, die ich während meiner Forschung kennenlernte. Viele Männer lebten von staatlicher Grundsicherung und nutzten Tausch- und Handelsnetzwerke, Austauschrunden und Sozialeinrichtungen, um ihren ökonomischen, sozialen und kulturellen Mangel abzumildern.

Insbesondere ab der Mitte des Monats wurde bei den Männern das Geld knapp. Das machte mir Murin mehr als deutlich klar, als er mit mir durch die Supermarktgänge navigierte und zielsicher die billigsten Produkte ansteuerte. Einige Wochen später war ich erneut im Supermarkt unterwegs. Diesmal mit Rico und Murin. Doch der Einkauf lief anders ab. Murin wählte weiterhin die günstige Eigenmarke des Supermarkts aus. Aber er legte weitaus mehr

Produkte in seinen Einkaufskorb als er das üblicherweise tat: ein Sixpack alkoholfreies Bier, eine Tüte Chips, Aprikosen, verschiedene Sorten Joghurt. Der Einkauf kostete fast 20 Euro.

Vielleicht sah Murin mein verwundertes Gesicht, auf jeden Fall erklärte er mir: Es ist Anfang des Monats, Barbara.

Rico lachte: Ja! Das Geld ist auf dem Konto.

Murin: Das merkt man immer im Supermarkt. Es ist viel mehr los als Mitte des Monats. Die Leute haben Geld, um einzukaufen, um sich was zu gönnen.

Rico schwenkte mit seiner Hand und einem zufriedenen Lächeln in seinem Gesicht über seine und Murins Einkäufe

»Wie unvernünftig«, dachte ich. Beide gaben pro Person 20 Euro aus. Bei knapp über 400 Euro monatlich erschien mir das sehr viel Geld zu sein. »Warum teilen sie sich ihr Geld nicht besser ein?«, fragte ich mich. Dann müssten sie gegen Ende des Monats nicht jeden Cent zusammenkratzen, um sich noch Lebensmittel kaufen zu können. Erst später am Abend, als wir gemeinsam am Küchentisch saßen, konnte ich Murin und Rico verstehen. Sie tranken Bier und aßen Chips. Sie wirkten unbekümmert und unbeschwert. Ich hatte hier in einer kulturellen Logik gedacht, die das Kaufverhalten von Murin und Rico als ›Verschwendung‹ klassifizierte. Ich selbst kaufte jeden Tag so ein und war noch viel ›verschwenderischer‹. Ich achtete nicht wirklich auf die Preise der Lebensmittel. Wenn ich Lust auf dieses oder jenes hatte oder wenn ich etwas dringend benötigte, dann legte ich das in den Einkaufskorb – ohne weiter darüber nachdenken zu müssen. Ein solches Einkaufsverhalten war Murin und Rico nicht möglich. Außer an dem Tag, an dem die Grundsicherung auf ihrem Konto war. Diese vermeintlich verschwenderische Geste ermöglichte Murin und Rico an diesem einen Tag im Monat Zugehörigkeit zur Konsum- und Erwerbsnormalität zu leben.³⁴